

10 | Tribüne



AUSSENSICHT

Alexandra Weiss fragt sich, warum die Interessen von Unternehmen wichtiger sind als die der Gesellschaft

Vom Charme der Ungleichheit

Eine Umfrage zeigt, dass es 30 Prozent der Männer und immerhin 13 Prozent der Frauen in Ordnung finden, dass Frauen für dieselbe Leistung (!) weniger verdienen als Männer. Als Begründung dient höheres Ausfallrisiko der Frauen wegen Schwangerschaft oder Kinderbetreuung. Aber: Was treibt Menschen an, Diskriminierung zu rechtfertigen, wo diese Frauen doch wesentliche Aufgaben in unserer Gesellschaft erledigen?

Offenbar ist es immer noch allgemein anerkannt, dass Interessen von Unternehmen wichtiger sind als die der Gesellschaft oder der Beschäftigten. Kinder kriegen, betreuen und erziehen sind durchaus vitale und grundlegende Aufgaben im Interesse aller. Aber es gehört zum Wesen des Kapitalismus, „Überlebensarbeit“ zu privatisieren, nicht zu entlohnen und oft nicht einmal als Arbeit anzuerkennen. Und es gehört zum Wesen

„Was treibt Menschen an, Diskriminierung zu rechtfertigen, wo Frauen doch wesentliche Aufgaben der Gesellschaft erledigen?“

Selbst, wenn der längst nicht mehr Realität ist. Ein zweites Einkommen ist für die meisten notwendig. Höheres Einkommen sichert Macht gegenüber der eigenen Partnerin. So kann durch eine patriarchale Logik das „Teile und herrsche“ einer kapitalistischen Ökonomie auf ewig fortgesetzt werden. Dass die Interessen der Frauen, mitunter der eigenen Partnerin, nicht näherliegen als die von Unternehmen, ist wohl nur mit antiquierten Männlichkeitsbildern zu erklären.

Dass Frauen für ihre eigene Diskriminierung und Abwertung plädieren, ist – obwohl nicht neu – kaum nachvollziehbar. Dass sich viele eine traditionelle Geschlechterordnung zurückwünschen, weil sie scheinbar mehr Stabilität bietet, ist bekannt. Es scheint einfacher, eine Ordnung zu romantisieren, die auf Abhängigkeit und Unterordnung beruht, als eine neue zu entwerfen, in der Gesellschaftsverhältnisse und persönliche Beziehungen Freiheit und Gleichheit für alle garantieren. Neues braucht Mut und Fantasie.

Alexandra Weiss ist an der Universität Innsbruck als Politikwissenschaftlerin und Sozialforscherin tätig



Drahtseilakt

KARIKATUR: SINISA PISMESTROVIC

ESPRESSO

Betreff: Wie viele Bücher schaffen wir?

Viel- und Fertiger

Vom deutschen Autor Arno Schmidt soll die legendäre Berechnung stammen, dass jeder Mensch nicht mehr als 3150 Bücher im Leben lesen kann. Er ging dabei von einer „aufnahmefähigen“ Zeit im Alter zwischen 15 und 60 Jahren aus. Selbst wer wesentlich älter wird, wird wohl kaum mehr als das Doppelte schaffen. Man sollte also, so Schmidt, sorgfältig wählen.

Eine schier unlösbare Aufgabe, wie man gerade auf der Frankfurter Buchmesse sehen kann. Allein im deutschen

Sprachraum erscheinen jährlich mehr als 70.000 Bücher. Kein Wunder also, dass kürzlich auf Twitter unter dem Hashtag #abgebrocheneBestseller über Schmöcker diskutiert wurde, die man einfach wieder weglegen kann. Das schafft Zeit für das nächste Buch.

Und wer überzeugter Viel- und Fertiger ist, könnte im Wiener Bestattungsmuseum vorbeischaun. Da kann man seit gestern ein Stoffsackerl erwerben mit der Aufschrift: „Ich lese, bis ich verweise.“ **Marianne Fischer**

LICHTBLICK

Die Nörgler haben es schwer

Knittelfelder Schüler setzen konkrete Maßnahmen für den Umweltschutz.

Leicht haben es Jugendliche mit der „Erwachsenengeneration“ wahrlich nicht immer. Jahrzehntlang wurde ihnen vorgeworfen, kein Interesse an Politik, Wirtschaft oder anderen wichtigen Lebensbereichen zu zeigen.

Mittlerweile gehen junge Menschen regelmäßig für mehr Umweltschutz und somit die Zukunft unseres Planeten auf die Straße – und werden auch dafür kritisiert. Sie wollten ja nur nicht in die Schule gehen, heißt es häufig.

In der Neuen Mittelschule Lindenallee in Knittelfeld wird nun – angeregt durch die Begeisterung um Klimaaktivistin Greta Thunberg – Umweltschutz sogar in den Unterricht integriert. Viele Schüler hat das bereits dazu veranlasst, selbst Maßnahmen zu ergreifen: Einige vermeiden Plastik, andere legen etwa den Schulweg mit dem Fahrrad zurück. Alle haben sie aber eines gemein: Sie machen es den Nörglern der Nation ziemlich schwer. **Raphael Ofner**

LEITARTIKEL

Die dunkle Seite der Macht

Der Brexit-Deal steht endlich im Finale. Hat man also eine gute Lösung zum Wohl der Bürger gefunden? Ja, vor allem aber zum Wohl eines einzigen. Der ist zufällig Premier.



Andreas Lieb
andreas.lieb@kleinezeitung.at

Erinnern wir uns doch an den Herbst 2018, es muss November gewesen sein: Stolz präsentierten Theresa May, Michel Barnier und die ganze EU-Riege ein dickes Vertragswerk. 585 Seiten, die den Rahmen für die künftigen Beziehungen Großbritanniens zur EU abstecken sollten. Auf den Tag der Freude folgten Monate des Jammers; in London war das Papier nicht durchzubringen, im innenpolitischen Chaos, das schließlich im Rücktritt Mays gipfelte, war es vor allem der berühmte „Backstop“, der zur Stolperfalle wurde. Eine Rückversicherung, die für den Fall, dass alle künftigen Verhandlungen schiefgehen, eine harte Grenze auf der irischen Insel vermeiden sollte, das Königreich aber in eine unerwünschte Zollunion mit der EU gezwungen hätte. Der Backstop war das Um und Auf, das Mantra diesseits und jenseits des Ärmelkanals, mit unveränderbaren Positionen.

Ja wie, und plötzlich gibt es einen Vorschlag, der völlig ohne den verhassten Backstop auskommt – und der noch dazu (fast) alle glücklich macht? Jean-Claude Juncker, der alte,

schlaue Fuchs, fand wie immer die passenden Worte: „Wo ein Wille, da ein Deal.“ Wer plötzlich wollte, war Boris Johnson, britischer Premierminister und Enfant terrible seiner Zunft. Johnsons plötzlicher Sinneswandel, der letzte Woche beim Treffen mit dem irischen Amtskollegen Leo Varadkar zum Ausbruch kam, ist wohl ebenso wenig dem Mitgefühl für die Bürger und ihr Wohlergehen zuzuschreiben wie die ganze Brexit-Geschichte. Johnson, der als früherer EU-Korrespondent in Brüssel ganz sicher ein Gefühl für die nötige Polit-Dramaturgie hat, hat schlicht die Gunst der Stunde erkannt. So ist das, wenn man an der Macht ist.

Sein Entgegenkommen so knapp vor dem drohenden No-Deal-Austritt, so knapp vor dem entscheidenden EU-Gipfel und so knapp bevor ihm das Unterhaus völlig um die Ohren fliegt, bietet ihm die einmalige Chan-

ce, in die Geschichte einzugehen – nicht als der Chaotiker, der er wohl ist, sondern als jener Premier, der die Briten mit einem Vertrag in den Brexit geführt hat. Ein Kunststück, an dem May gescheitert ist. Ob in letzter Sekunde auch Johnson dieses Schicksal teilt, wissen wir am Samstag nach der Abstimmung in Westminster.

Der EU und Johnson ist aber zumindest eine Lösung gelungen, mit der die Hauptbetroffenen, die Iren, offensichtlich leben können (wie sich die DUP entscheidet, werden wir sehen; immer noch gibt es Berichte, sie würden sich mit Versprechen in Milliardenhöhe ködern lassen). Ironisch ist, dass Johnson den Iren auch in Zukunft nicht auskommt, an einem ganz anderen Schauplatz. In den USA, mit denen er lieber heute als morgen zünftige Handelsverträge abschließen will, sitzen die Nachkommen der Iren in maßgeblichen wirtschaftlichen und vor allem politischen Positionen.

Sie beobachten mit Argusaugen, wie das Vereinigte Königreich mit dem Land ihrer Ahnen umgeht. Und werden nicht zögern, entsprechend zu handeln.

DENKZETTEL

Hinschauen, wo es wehtut

Den Extremisten darf man nicht nachgeben.

Es ist mühsam und belastend, sich auf die Gedankenwelt radikaler Islamisten einzulassen. Und es tut – um mit dem Staatsanwalt im aktuellen Fall zu reden – weh, dort hinzuschauen, wo man gerne wegschauen würde.

Es gibt Parallelgesellschaften, in denen unser Gesetz nichts und die Scharia alles gilt. In Relation zur Bevölkerungszahl sind doppelt so viele Österreicher wie Deutsche in den Jihad gezogen.

Auch wenn der Anspruch der Jihadisten, die Weltherrschaft zu erringen, wahnwitzig ist, Wahnwitz ist nun einmal ihr Geschäft. Sie träumen von einem Kalifat, einem Gottesstaat und göttlichem Gesetz. Das ist kein leeres Gerede – es hat ganz reale, grausame Folgen. Da dürfen wir keinen Millimeter nachgeben, dem müssen wir unser eigenes Gesetz entgegenstellen – entschieden, aber nicht geifernd.

Das sind wir auch allen friedlichen Muslimen schuldig. Wir müssen uns um Extremisten kümmern, oder sie kümmern sich um uns. **Alfred Lobnik**

PRESESCHAU

CORRIERE DELLA SERA

Instrumentalisierter Fußball

MAILAND. Der nationalistische Furor, mit dem die Spieler der türkischen Nationalmannschaft Ankaras unrechtmäßige Militärraktion gegen die Kurden begleiten, sorgt für heftige Diskussionen. Offensichtlich ist der Fußball einer der Pfeiler, auf dem Erdoğan's Macht basiert. Das für den 30. Mai in Istanbul geplante Champions-League-Finale in ein anderes Land zu verlegen, würde Erdoğan deshalb wahrscheinlich härter treffen als jede andere Sanktion.

The New York Times

Aus dem Chaos des Reality-TV

NEW YORK. Schauspielertalents Talent ist für Politiker nicht schlecht. Churchill, Roosevelt und Kennedy hatten Entertainer-Qualitäten. Eloquenz und Witz halfen, Nationen hinter sich zu versammeln, Armut zu besiegen, Kriege zu gewinnen. Es brauchte einen Reagan für den einfachen Satz: „Mr. Gorbatschow, reißen sie diese Mauer nieder.“ Reagan war das Produkt der strengen Qualitätsselektion in Hollywood, Trump kam aus dem Chaos des Reality-TV.

The Guardian

Inszeniertes Drama

LONDON. Der Premierminister hat ein politisches Drama inszeniert, in dem ein Deal in letzter Minute der heroische Höhepunkt sein soll. Doch der Brexit ist kein Spiel, bei dem es um die Ambitionen eines einzelnen Mannes geht. Es geht vielmehr um die strategische Ausrichtung des Landes für Generationen und die Lebensgrundlagen von Millionen Menschen. Boris Johnson führt Großbritannien in eine vollkommen falsche Richtung.